

Nr. 181. Bromberg, den 9. August 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(25. Fortsetzung.)

Conchita erblaßte. Höflich war das gerade nicht gesagt. Wulff bemerkte die Veränderung in Conchitas sprechendem Gesichtchen.

„Sie dürfen mich nicht falsch verstehen, mein gnädiges Fräulein. So glücklich und dankbar ich Ihnen für die Gastfreundschaft bin, so sehr es mich freut, mit Ihnen plaudern zu dürfen, so sehr durchkreuzt es meine Pläne, Ihren lieben Vater nicht anzutreffen. Konsul Walther aus Vera Cruz gab mir eine Empfehlung an ihn. Ich komme nicht in eigener Sache. Vielmehr in der Angelegenheit einer deutschen jungen Dame, die unter Mordverdacht verschwunden ist."

„Friede von Stetten?"

„Ja! Sie wissen wohl von dieser mysteriösen Angelegenheit — Herr Konsul Walther riet mir, Ihren Vater um seine Hilfe zu bitten. Er wäre der richtige Mann dafür. nun muß ich aber alleine versuchen, Friede aufzufinden."

Conchita erblaßte. Was hatte Legien mit Friede von Stetten zu tun? Wie kam er dazu, sich für ihre Rettung einzusetzen? War er etwa auch verliebt in diese ekelhafte Friede? War sie ein Vampyr, daß sie jeden Mann in ihren Bann zu zwingen vermochte? Erst Peter Ott und dann Wulff von Legien? Mochte sie sich doch mit dem einen zufrieden geben. Diesen hier, diesen, den Wulff von Legien, sollte sie nicht bekommen. Sie konnte doch schließlich nicht zwei Männer heiraten. Sie war eine falsche Schlange. Das war Conchita jetzt im Augenblick klar. Sie würde schon dafür sorgen, daß er nicht in Friedes Netze ging!

Kampfbereit hob sie den Kopf:

„Sind Sie etwa ein Detektiv, Herr von Legien?"

Wulff lachte auf. Der Gedanke war wirklich drollig.

„Das nun gerade nicht, mein gnädiges Fräulein. Ich bin ein bescheidener rheinischer Werkbesitzer. Friede von Stetten ist meine Kusine. Nun ist es Ihnen wohl klar, daß ich alles daran setzen muß, Friede zu finden?"

O ja, nun war Conchita alles klar. Seine Kusine — daß war ja noch schlimmer, als wenn Wulff von Legien ein gewisser Detektiv gewesen wäre. Conchita hatte in ihren Jungmädchenbüchern mehr als einmal von dieser Liebe zwischen Vetter und Base gelesen. Es stand fest für sie, daß Wulff von Legien Friede liebte. Und da sollte sie ihm noch helfen, Friede nachzureisen? Genug, daß Peter Ott es nicht in Mexiko ausgehalten hatte vor Sehnsucht nach Friede. Sie dachte nicht daran, einen Mann nach dem anderen selber in Friedes Netze zu liefern. Friede war in Sicherheit. War gerettet. Kein Mensch konnte von ihr verlangen, noch mehr für diese gefährliche Person zu tun. Sekundenlang kämpfte sie mit sich. Aber ihr Trotz gegen Friede war zu stark. Dieser Mann hier sollte nicht wieder wie ein Besessener hinter Friede nachjagen.

„Ich glaube, mein Vater wird Ihnen nicht viel nützen können, Herr von Legien. Auch er weiß nichts von Ihrer Kusine. Ich glaube nicht, daß irgendeine Suchaktion einen Erfolg hätte. Im übrigen soll Fräulein von Stetten ja ein sicherer und tatkräftiger Mensch sein und sie wird sich schon selber zurechtfinden."

Wulff war befremdet. Was war denn in diese kleine Conchita gefahren? Alles Weiche, Sanfte war in ihrem Gesichtchen weg. Wie ein trotziger Knabe sah sie auf einmal aus. Sie hatte etwas gegen Friede. Sprach sie nur aus, wie sie selbst dachte? Oder bestand hier im Hause vielleicht überhaupt eine Abneigung, sich in diesen Fall einzumischen? Auf diesen Gedanken war er gar nicht gekommen, aber jetzt überfiel er ihn schreckhaft. Konsul Walther hatte ja darauf angespielt, man würde vielleicht mit nicht ganz legalen Mitteln die Suchaktion nach Friede und dem wirklichen Täter aufnehmen. Vielleicht würde Herr Roland aus diesem Grunde eine Hilfe ablehnen. Vielleicht war man hier im Hause sogar nicht von Friedes Unschuld überzeugt. Wie konnte man auch? Nur wer Friede wirklich kannte, wußte, wie unmöglich dieser Verdacht war. Alle Zuversicht wich in ihm. Conchita sah in ein sorgenvolles verzweifeltes Männergesicht.

„Sprechen Sie Ihre eigene Meinung aus, gnädiges Fräulein? Oder ist es auch die Meinung Ihres Herrn Vaters, daß er nichts tun könnte in dieser Angelegenheit? Dann freilich will ich ihn gar nicht behelligen. Also scheitere ich schon bei dem ersten Versuch, auf den ich soviel Hoffnung gesetzt. Es ist auch meines Vaters Meinung, wollte Conchita trotzig sagen. Aber es ging nicht. Die Männeraugen da vor ihr waren plötzlich traurig geworden. Der ganze Mensch so verändert, sie brachte die Lüge zum zweiten Mal nicht über die Lippen. Angst überkam sie. Was hatte sie gesagt? Da saß ein Mensch, der keinen anderen Gedanken hatte, als einen anderen geliebten Menschen zu retten. Und sie wollte nur aus Trotz ihm entgegen sein? Da hatte Conchita sich wieder: ein Mensch schenkt sich oder entzieht sich uns ausschließlich aus eigenem Willen — ein Dritter kann nur Anlaß sein, niemals Ursache — die Worte der Mutter klangen klar und mahnen in ihr Ohr.

„Fräulein von Stetten stand Ihnen wohl sehr nahe, Herr von Legien? Ist sie vielleicht Ihre Braut?"

Conchita wußte nicht, wie sie sich mit diesen Worten verriet und noch mehr mit diesen angstvollen, zitternden Fragen in Stimme und Augen.

Da riß es Wulff empor. Er griff nach Conchitas kleiner Hand. Ganz hüllenlos war ihre junge Seele vor ihm. Trotz seiner furchtbaren Sorge um Friede schämte er sich nicht des Gefühls, das ihn jetzt ganz heiß übermannte. Fest hielt er die kleine Hand:

„Sie irren, Fräulein Conchita. Friede und ich sind zusammen aufgewachsen. Und einmal habe ich die Friede auch sehr geliebt. Aber das ist vorbei. Außerdem, sie wollte nicht meine Frau werden."

„Wegen Peter Ott?" Conchita fragte es atemlos. Und nun war es Wulff, der zusammenzuckte. Wie kam Conchita zu dieser Frage. Liebte sie vielleicht Peter Ott? Hatte er ihr jetzt mit seinem Geständnis den Weg zu Peter Ott freigemacht? Wulff biß die Zähne zusammen. Sollte er denn überall scheitern, wo ihn sein starkes Gefühl zu einer Frau zog? Alles, was er bis jetzt mit Frauen erlebt, es war wenig gewesen gegen das, was er einmal für Friede gefühlt, und ein Nichts gegen diese plötzliche Liebe zu die-

ser kleinen Conchita; zwischen Friede und ihm hätte es immer nur Kampf geben können. Sie hatte einen so starken Willen wie er selbst. Er konnte keine Frau brauchen, die wie ein Mann auf ihren Kopf bestand. In dieser kleinen Conchita war der beglückendste Zusammenklang von Kind und Weib. Das war ein Mensch, den man noch formen konnte nach dem Idealbilde, das man von einer Frau in sich trug. Hier konnte man der Führende sein. Der Beschützende. Der Gestaltende. Alles, was ein wirklicher Mann in seiner Ehe formen und schaffen will, bei diesem blutjungen Mädchenwesen würde es gelingen. Und nun sollte dies alles hier für Peter sein? Aber es half nichts. Er mußte ehrlich sein.

„Ja, Fräulein Conchita, Peter Ott. Und bei ihm, meinem besten Freunde, habe ich Ihr Bild gesehen. Jetzt ist mir erst klar, daß Ihr Bild meinen Reisewunsch mitbestimmte. Ich wollte Peter Otts kleine Jugendfreundin kennen lernen. Auf dem Schiff erfuhr ich die Schreckensnachricht, daß meine Kusine unter Mordverdacht stand. Da mußten alle anderen Gefühle schweigen. In Vera Cruz packte mich die Malaria. Konsul Walther, in dessen Hause man mich gesund pflegte, riet mir, Ihren Herrn Vater für das Schicksal Friedes zu interessieren. Nun bin ich doch zu spät gekommen . . . aber was haben Sie denn, um Gotteswillen, warum regen Sie sich denn über das Unglück fremder Menschen so schrecklich auf?“

Conchita war in schrankenloses Weinen ausgebrochen, Sie schluchzte wie ein Kind. Sie schämte sich entsetzlich der Dummheit, die sie begangen. Wie hatte sie nur lügen können? Sie begriff sich selbst jetzt nicht mehr. Sie sah ja die Angst und Not in Wulffs Augen. Sie senkte den Kopf sehr tief.

„Herr von Legien, verzeihen Sie, ich — ich habe nicht die Wahrheit gesagt. Fräulein von Stetten lebt. Sie ist in Sicherheit. Mein Vater hat sie heimlich an Bord der „Orinoco“ gebracht. Sie ist bereits auf der Reise nach Deutschland.“

„Gott sei Dank“, es kam ganz tief aus Wulffs Herzen. Und nun griff er nach Conchitas zweiter Hand. Ganz fest hielt er sie. Etwas Heißes und Forderndes zugleich schwang in seiner Stimme, zwang Conchita, das gesenkte Köpfchen zu heben und Wulff anzusehen:

„Wollen Sie mir nicht sagen, Conchita, warum Sie vorhin diese kleine Unwahrheit sagten?“

Sie wurde feuerrot. Mit Entzücken sah er, wie diese Röte das ganze Gesicht überflutete wie bei einem kleinen Kinde. Selbst hinter den kleinen Ohren und im Nacken war Glut.

„Ich kann nicht, Herr von Legien.“

„Und wenn ich anfange? Sie haben es getan, weil —“

Sie zitterte.

„Nun geht es gar nicht? Weil —“

Das Lachen in seinen Augen vertiefte sich:

„Sie sind doch ein tapferes deutsches Mädel, Fräulein Conchita.“

Da nahm Conchita all ihren Mut zusammen:

„Weil ich eine dumme, eifersüchtige Gans gewesen bin. Weil ich nämlich einmal Peter Ott geliebt habe, der nur ein Herz für Ihre Kusine hatte, und weil ich nicht wollte, daß es mir diesmal wieder so — —“

Sie schwieg. In ihr war eine heiße Scham. Sie wollte die Hände aus den seinen befreien, aber Wulff dachte gar nicht daran, diese Flucht zuzulassen. Mit einem Ruck hatte er Conchita dicht an sich gezogen. Ganz fest hielt er sie, immer fester, bis ihr Köpfchen an seiner Brust lag.

Conchita, Kleines, Süßes, glaubst du nicht, daß ich spüre, warum du wirklich gelogen hast? Weißt du, daß du Peter Ott gar nicht mehr lieb hast, sondern einen ganz anderen? Und daß dieser andere dir schrecklich gut ist, daß Friede in seinem Herzen überhaupt keinen Platz mehr hat? Oder nur als seine Kusine? Weißt du das, Conchita?“

Er bedeckte ihr Haar, ihr Ohr, ihre Stirn mit leidenschaftlichen Küssen. Conchita hatte die Augen geschlossen. Sie sah Wulff nicht an. Sie fühlte nur seine leidenschaftliche Zärtlichkeit über sich dahingehen wie den Frühlingssturm, wenn er über das weite Land fuhr. Antworten konnte sie nicht. Und Wulff erwartete auch keine Antwort.

*

Wie im Traum schritt Friede die Gärtnerstraße in Lichterfelde dahin. Die entsetzliche Heimfahrt mit aller Angst und Unsicherheit lag hinter ihr. Sie hatte nicht gewagt, sich an Bord des Dampfers zu zeigen. Roland hatte den Kapitän eingeweiht. Man hatte Friedes Namen in der Schiffsliste nur undeutlich geschrieben, daß niemand der Passagiere darauf kommen konnte, wer diese Bewohnerin von Kabine 23 b wäre. Friede hatte während der ganzen Überfahrt kaum eine Nacht richtig geschlafen. Gingen Schritte an ihrer Kabine vorbei, so fuhr sie zitternd auf. Konnte nicht ein Funktelegramm gekommen sein, das ihre Verhaftung erbat? Roland hatte ihr zwar versichert, daß, solange der Fall noch nicht ganz geklärt wäre, davon keine Rede sein konnte. Aber in ihrer Überreizung sah sie überall Gespenster. Der Kapitän und der Schiffsarzt hatten sich rührend um sie gekümmert, aber sie hatte sich wie eine Gefangene in ihrer Kabine gefühlt. Nur abends, wenn alle Passagiere der „Orinoco“ sich zur Ruhe begeben hatten, war sie, in einen dichten Mantel gehüllt, eine Mütze dicht ins Gesicht gezogen, an Deck gekommen. Sie war glücklich, als die qualvolle Reise vorbeigewesen. Nun war sie in Deutschland auf heimischem Boden. Jetzt fühlte sie etwas wie neue Kraft. Von Berlin aus würde sie mit aller Energie den Beweis ihrer Unschuld führen. Wie sie sich auf Telse freute! Und was die für Augen machen würde, wenn sie plötzlich vor ihr stand. Sie hatte ihr ihre Ankunft nicht gemeldet. Nach all dem Schweren, das sie erlebt hatte, sehnte sie sich danach, Telses Glück ganz unmittelbar zu spüren. Es war ja niemand sonst, der in Deutschland wirklich auf sie wartete. Peter Ott? An ihn durfte sie überhaupt nicht mehr denken. Es war genug gewesen, daß auf dem Schiff in der Einsamkeit ihrer Kabine die Sehnsucht nach Peter Ott übermächtig in ihr aufloht. Wie stark er in ihr lebte! Aber sie hatte ja ihr Glück selbst von sich gewiesen. Wie gern hätte sie heute wieder alles gut gemacht, was eigenes Verschulden zerbrochen. Doch die Tatsachen standen hart und unerbittlich aufgerichtet. Es gab nur eins für sie: eine neue Lebensaufgabe suchen. Sie besaß ja nichts, was ihrem Dasein einen wirklichen Wert gab. Mit ihrer reiterlichen Laufbahn war es zu Ende. Ihre Berliner Gymnastikschüler aber waren wohl zu anderen Lehrkräften übergegangen.

Jetzt trennten sie nur noch wenige Häuser von dem Villengrundstück, das sie mit Telse bewohnte. Wie ein Pferd, das den heimischen Stall wittert, dachte sie bei sich. Noch drei Häuser, noch zwei, noch eins.

Da — mit Entsetzen starrte sie auf das Schild, das da an einem Pfahl aus dem herbstlich kahlen Garten zu ihr herüberleuchtete: „Villengrundstück sofort zu verkaufen oder zu vermieten.“ „Das Haus schien völlig geräumt zu sein; leere, durch Regen blindgewordene Fensterscheiben sahen traurig auf sie. Friede wankte. Sie hielt sich am Gartenzaun fest. Das war zuviel. Was war geschehen? War Telse gestorben? Hatte das Leben ihr das Letzte genommen? Sie konnte überhaupt nicht mehr denken. Sie bemerkte nicht, daß von der anderen Straßenseite aus ein Briefträger sie schon geraume Zeit beobachtete. Postbote Munter hatte heute seinen freien Tag. Er versorgte für gewöhnlich die Anwohner dieser Straße und kannte die meisten von ihnen auch persönlich. War das da drüben nicht das junge Fräulein aus der Villa, die so plötzlich geräumt worden war? Und hatte er der alten Dame nicht vor kurzem Post von ihr aus Mexiko gebracht? Und nun stand das Fräulein von — wie hieß sie doch gleich? ach ja, Friede von Stetten am Gartenzaun und weinte? Ob sie wohl nicht wußte, wo die alte Dame hingezogen war? Da mußte man doch helfen können. Schnell überquerte Briefträger Munter den Fahrdamm. Er tippte an seine Mütze:

„Fräulein von Stetten?“

Friede erkannte Munter. Das erste bekannte Gesicht in der Heimat. Sie fühlte ein Brennen in der Kehle. Sie hätte dem Mann um den Hals fallen können, so grenzenlos einsam war sie.

„Na, Mexikoreise gut bekommen, gnädiges Fräulein?“ fragte Munter freundlich und knallte die Hacken zusammen; denn Postbote Munter war ein Mann, der genau wußte, was sich gehörte.

Friede lächelte, aber es war ein Lächeln der Verzweiflung.

„Wie man so sagt, gut bekommen, Herr Munter. Aber ich muß wohl die letzte Post nicht mehr richtig erwischt haben. Sagen Sie mir um Himmelswillen, Herr Munter, meine Freundin, Fräulein Telse Tosten, die mit mir hier wohnte, wo ist sie hingekommen?“

„Moment. Die bekommt ja ihre Post regelmäßig nachgeschickt."

„Gott sei Dank! Haben Sie eine Ahnung, was geschehen ist, daß meine Freundin hier fortgezogen ist?"

„Nee, das kann ich Ihnen nicht sagen, Fräulein von Stetten. Eines Tages zog sie eben aus. Keiner hat gewußt, warum. Das ist ja jetzt in den Zeiten so. Da wechselt alles schnell. Aber wenn ich Ihnen die Adresse geben soll, Fräulein von Stetten, ich habe sie hier in meinem Dienstbuch: Hoherodtskopfburg, Post Gelnhausen (Hessen)."

„Hoherodskopfburg, Post Gelnhausen (Hessen)" wiederholte Friede verständnislos Munters Angaben. Der Himmel mochte wissen, was für ein Schicksal Telse dorthin getrieben hatte. Aber das würde sie ja von Telse hören. Sie mußte schleunigst dorthin, wo Telse war.

(Fortsetzung folgt.)

Jene Nacht im Wytschaete-Bogen.

Ein Fronterlebnis von Friedrich Wilhelm Bruns.

In der Nacht hat es wieder Verluste gegeben. „Das verdammte Maschinengewehr aus der Sappe . . ." sagen die Leute. Wir kennen es schon zwei Monate, und gerade so lange liegen wir auch hier in der Stellung westlich von Wytschaete.

Es muß etwas geschehen! Wir wissen schon, wo wir die Sappe am besten beobachten können: neben dem umgestürzten Baum, der über unserem Graben liegt. Tagsüber kann sich hier niemand sehen lassen. Nur früh morgens, wenn die Sonne gerade aufgegangen ist, scheint sie den englischen Scharfschützen ins Gesicht. —

„Da ist einer!" flüstert mir der Unteroffizier zu und reicht mir das Fernglas . . . „in der Sappe!" Ich blicke angestrengt hinüber, aber nichts rührt sich. „Ach wo", sage ich und habe immer noch das Glas am Auge. „Doch, doch!" beteuert der Kamerad. Wirklich! Was ich für einen Sandsack gehalten habe, ist ein flacher Stahlhelm, grau wie der Sack, er bewegt sich langsam hin und her.

Also ist die Sappe auch am Tage besetzt! Diese Feststellung ist neu. Jetzt kommt der sandgraue Stahlhelm ein wenig höher . . . jetzt ist ein Gesicht zu sehen . . . jetzt geht der Mann zurück . . . zwei Meter zurück — und ist bis zur Brust zu erkennen. Es durchfährt mich. Rasch das Gewehr her!

Ich nehme das Glas vom Auge, ich sehe ganz deutlich, zweihundert Meter entfernt, den Mann im Stahlhelm dastehen; er scheint sich zu recken, über Kimme und Korn finde ich ihn . . . mein Zeigefinger liegt am Abzug . . . ich . . . zögere einen Sekundenbruchteil . . . und in demselben Augenblick ist der Mann wieder verschwunden. Ich setze ab. „Weg ist er!" sage ich langsam, aber ich spüre, daß meine Stimme fast erleichtert klingt. Vorher, beim Visieren, habe ich nicht gezuckt — und jetzt, wo das Leben des Mannes da drüben nicht mehr in meiner Hand ist, kommt mich fast ein Grauen an. Er hat da eben gestanden, auf seinem Posten, er ist müde wie du, er streckt und reckt sich in der gleichen Morgensonne, er ahnt nicht, daß er von hier zu sehen ist . . . und um ein Haar wäre es sein letzter Augenblick geworden . . .

Schnell ist die Stimmung verflogen. Die Morgenmeldung muß fort. Ich schlendere langsam durch den Graben zurück zum Unterstand. Der Meldegänger wartet schon. Ich schreibe: „Verluste: ein Mann gefallen, zwei Mann verwundet. Ursache: MG-Feuer aus der Sappe."

Es bohrt in meinem Kopf. Das englische Maschinengewehr hat bestimmt heute nacht in der Sappe gestanden. Und von dort sind die Schüsse gekommen! Vielleicht war der Engländer, den ich im Visier hatte, der Richtschütze . . . durfte ich den Sekundenbruchteil warten . . . habe ich es nicht mit Absicht getan? Wird er nicht heute abend wieder den Finger an den Abzug seines Gewehres legen — und muß ich morgen früh dann wieder auf den Meldeblock schreiben: tot . . . und verwundet . . ., weil ich zögerte?

Wir stehen im vordersten Graben, ausgerüstet, zum Patrouillegehen. Die Nacht ist dunkel; es stürmt und regnet, der Wind saust in den zerfetzten Baumstümpfen des Bayernwaldes, in dessen Rand unsere Stellung verläuft. Sehr schnell habe ich die Zustimmung zur Patrouille bekommen; mit solchen Unternehmen befreunden sich die Stäbe schnell. Wir wollen — und sollen — herausfinden, wo das flankierende Maschinengewehr steht, das uns die ständigen Verluste bringt, und sollen es, gegebenenfalls, vernichten.

Wir drei wissen, daß der erste Auftrag der leichtere ist. In der Sappe oder dahinter im Graben an dem knorrigen Weidenstumpf steht das Gewehr. Aber der zweite Auftrag? In der Dunkelheit nahe an das feuernde MG heranzukommen — das ginge allenfalls noch. Aber dann? Handgranaten hinüber . . . schön. Damit aber wäre unser Todesurteil gesprochen. Im raketenerhellten, deckungslosen Raum den Weg zurück machen — nein, das wäre ausgeschlossen! Andere Maschinengewehre würden das Niemandsland Zoll für Zoll abkämmen, die Posten würden ihre Magazine leeren, bis die Läufe glühten . . .

„Noch einmal: nur wenn ich einen Schuß abgegeben habe, dürft ihr schießen — sonst auf keinen Fall!" sage ich. Meine beiden Kameraden nicken. Wir drei sind heute nicht das erste Mal zusammen auf Patrouille. Wir wissen, daß sich einer auf den anderen verlassen kann. Unser Drahthindernis ist schon in der vergangenen Nacht durchschnitten. Wir schlüpfen schnell durch die Gasse, befestigen zwei weiße Lappen am letzten Draht, damit uns der Rückweg leichter wird.

Vorsichtig schleiche ich voran. Das nasse Gras des toten Landes zwischen den Linien ist üppig hochgeschossen, gedüngt vom Sprengstoff unzähliger Granaten. Patschnaß sind wir nach wenigen Schritten. Unser Ziel ist die Sappe, nur sie. Was weiter wird, muß der Augenblick entscheiden.

Wir kriechen, wir ducken uns, wenn eine Leuchtrakete hochzischt, wir pressen uns an die Erde, wenn ein Maschinengewehr zu hämmern beginnt. Ich habe nur den einen Gedanken: ob der Mann vom Frühmorgen in der Sappe ist? Etwas gutzumachen habe ich da — der Kameraden wegen, die in den drei letzten Tagen vom Sappenkopf aus angeschossen sind . . .

Jetzt sind wir nahe heran. Im grellen Licht einer Rakete sehen wir die Sandsackmauern der Sappe dicht vor uns. Unsere Artillerie feuert auf den zweiten englischen Graben . . . Jetzt vorwärts, bis dicht heran an den Verbindungsgraben, der den Sappenkopf mit der englischen Stellung verbindet!

Wir drücken den Körper dicht an die Außenwand der Sandsackmauer. Hier ist ziemliche Sicherheit. Der Wind scheint noch stärker geworden, der Regen hat aufgehört.

Da! Schritte. Vom englischen Graben her kommen sie. Drei Mann sind es, die an uns vorbei gehen. Sie sprechen miteinander, aber es ist kein Wort zu verstehen. Die Schritte sind verschwunden. „Ablösung!" flüsterte ich und raune dann: „Ruhe! Abwarten!"

Einige Minuten warten wir . . . klopfenden Herzens, voll Angst, daß jemand husten muß. Da kommen sie zurück, wieder drei Mann. Hart an uns vorbei gehen sie, aber es ist kaum Gefahr, daß sie uns entdecken. Das Klirren ihrer Waffen liegt mir noch im Ohr, als ich die Kameraden anstoße: „Aufpassen!"

Ich richte mich hoch, rutsche über die Brustwehr und stehe im Graben. Die beiden folgen dichtauf. Wir haben die Revolver entsichert in den Händen. Nicht schleichen — überlege ich — fest auftreten; der Posten im Sappenkopf muß denken, es kämen eigene Leute . . .

Dicht hinter mir sind die braven Kameraden. Ich stolpere über einen Draht, richte mich wieder auf und . . . sehe eine Gestalt vor mir. „Hände hoch!" rufe ich scharf und ziemlich laut, obwohl ich mir noch Sekunden vorher eingeprägt hatte, „hands up" sagen zu wollen. Im nächsten Augenblick erhalte ich von der Seite einen gewaltigen Stoß vor die Brust, der mich auf die Knie zwingt. Halb betäubt sehe ich, wie Lenderott und Scholz an mir vorüberstürzen und sich auf zwei Engländer werfen. Ich raffe mich auf, bin mit im Ringen. Lenderott hat einen Mann unter sich und preßt sein Gesicht in den Morast. Der andere Engländer hat es mit Scholzens Fischerfäusten zu tun gehabt, er lehnt wie leblos an der Grabenwand. Jetzt gibt auch der zweite seinen Widerstand auf.

Kein Schuß ist gefallen, kein lauter Ruf hörbar geworden. Der zweite Engländer ist aus seiner Erstarrung erwacht. Alle fünf stöhnen wir schwer von den Anstrengungen des Kampfes Mann gegen Mann. Ich bin nicht mehr imstande, aufrecht zu stehen. Die Brust schmerzt, als seien alle Rippen gebrochen.

„Das Maschinengewehr", sage ich. Die beiden Deutschen tasten herum. Nein, hier stehen nur zwei englische Karabiner, da liegt ein Stoß Handgranaten, und auf der Brustwehr fühlt man es klirren: ausgeschossene Patronenhülsen — das MG hat von hier geschossen, ist aber wieder fort! —

Die nächste Erinnerung, die ich an jene Aprilnacht des Jahres 1916 habe, ist der Augenblick, da ich in den deutschen Graben kletterte. Die Kameraden haben mir erzählt, daß ich die zweihundert Meter von der Sappe bis zum deutschen Graben aufrecht gehend zurückgelegt habe. Schnell sogar bin ich gegangen und habe richtig die Gasse im Hindernis gefunden. Und hinter mir her sind die beiden Engländer gegangen, bewacht von Lenderott und Scholz.

O ja, jetzt setzt meine Erinnerung wieder ein. Trinken, das ist mein erster Gedanke gewesen. An den staunenden Mannschaften vorbei gehen wir in den Kompanieführerunterstand. Ohne Scheu folgen die Engländer.

Wir sitzen um den primitiven Tisch. Jetzt erst haben wir Zeit, die beiden Gefangenen zu betrachten und auch uns. Äußerlich besteht kaum ein Unterschied. Sie sind ebenso schmutzbedeckt wie wir. Unsere Uniformen sind überall zerrissen . . . vom Kampf und vom Stacheldraht . . . die der Engländer nicht minder.

Stumm sind wir alle fünf. Dann atmen wir auf — o ja, wir alle fünf . . . recht tief, alle fünf. Die beiden Fremden sehen sich um, lächeln sich an, lächeln uns an. Sie erkennen, es ist hier im deutschen Graben wie drüben im englischen.

In einer Feldflasche ist Tee. Reihum geht sie. Wir erzählen uns . . . in abgerissenen Worten zuerst. Dann ruhiger, überlegter. Die Engländer sind bedrückt, ich merke es. „Ihr habt heute verloren", sagte ich, „wir waren ja drei ... und ihr wart überrascht."

„Yes, Sir", sagen sie . . . und dann beginnen sie vertrauter zu werden . . . Dieser Krieg, nein, der ist Unsinn. Ihr kämpft für euer Land, wir für unseres . . . es ist das gleiche. Und warum das alles . . . . „why, why . . .", fragt der Ältere immer wieder. „Let us make peace, better to-day than to-morrow." („Laßt uns Frieden schließen, besser heute als morgen.") — —

Heute, neunzehn Jahre nach jenem kleinen, nebensächlichen Ereignis klingen mir die Worte der tapferen englischen Soldaten noch in den Ohren. Ich weiß, die beiden Frontkameraden vom Wytschaete-Bogen werden sich an jene dunkle Nacht auch heute noch erinnern. Sie werden auch heute noch sagen: Wir wollen keinen Krieg, laßt uns Frieden machen. Und aus unserem Herzen wird ihnen und all ihren Kampfgenossen der gleiche Wunsch entgegenschlagen:

Wir von der Front, wir von hüben und drüben, wir wollen den Frieden.



Bunte Chronik



Kampf den Erkältungskrankheiten!

Findige englische Statistiker haben errechnet, daß Schnupfen, Husten und Grippenanfälle der englischen Staatsbürger den Staat jährlich mindestens fünfzig Millionen Pfund kosten, wobei man in erster Linie die verlorene Arbeitszeit, die verminderte Arbeitskraft und die großen Ausgaben für Medikamente, Arzt usw. berücksichtigen muß. Aus diesen Erwägungen heraus beabsichtigt das englische Gesundheitsministerium jetzt, einen umfassenden Werbefeldzug zur Bekämpfung der Erkältungskrankheiten durchzuführen. Zunächst hat der Gesundheitsminister bereits einen Appell an die Ärzteschaft gerichtet, worin er die Anregung gibt, eifrigst nach einem möglichst wirksamen Heilmittel zu forschen. Es ist keine Frage, daß gerade die Erkältungskrankheiten zu den weitestverbreiteten Krankheitserscheinungen jeder Übergangszeit gehören. Deshalb glaubt man in England gerade jetzt im Sommer vor dem Beginn der gefährlichen Übergangszeit zu kühleren Tagen, vor jener Zeit also, da die Erkältungen wieder wie Pilze aus der Erde schießen, diesen Erkrankungen wirksam entgegenarbeiten zu müssen. Der errechnete Schaden, der durch die Erkältungskrankheiten entsteht, beweist, daß man mit ihnen heute als einem wichtigen volkswirtschaftlichen Faktor rechnen muß. Aus den ärztlichen Statistiken hat sich ergeben, daß in England jährlich etwa 60 bis 80 Millionen Erkältungsfälle vorkommen, von denen bei vernünftiger Vorbeugung bestimmt ein wesentlicher Teil verhütet werden könnte. Interessant ist übrigens bei dieser Gelegenheit die Tatsache, daß sich in Amerika die Erkältungskrankheiten in ihrer Wirkung auf das Volksvermögen noch viel verhängnisvoller auswirken, weil hier der Lebensstandard höher liegt. Man hat errechnet, daß den Vereinigten Staaten die Erkältungen ihrer Bürger auf rund anderthalb Milliarden Dollar jährlich zu stehen kommen.

*

Roosevelt und Stalin erben tausend Dollar.

Eins der merkwürdigsten Testamente wurde unlängst in San Pedro (Paraguay, Südamerika) geöffnet. Darin vermachte der Amerikaner Laon Gran MacBerny, der nur ein kleines Vermögen hinterließ, dem amerikanischen Präsidenten Roosevelt und dem russischen Diktator Stalin je 1000 Dollar. Seine eigenen Kinder dagegen bedachte der edle Vater nur mit je einem einzigen Dollar. Als Präsident Roosevelt den merkwürdigen Inhalt des Testaments erfuhr, leistete er sofort auf seinen Erbteil von tausend Dollar zugunsten der Kinder des Verstorbenen Verzicht. Mit Stalin ging die Sache nicht ganz so glatt. Wahrscheinlich hatte er sich außer der Tatsache der Erbschaft um den weiteren Inhalt des Testaments nicht gekümmert. Nachdem jedoch eine längere Korrespondenz mit dem russischen Diktator geführt worden und ihm der Verzicht Roosevelts mitgeteilt worden war, trat auch Stalin zugunsten der Kinder von der Erbschaft zurück.



Lustige Ecke





„Papa will unsere sämtlichen Ausgaben bezahlen, während wir auf der Hochzeitsreise sind!"

„Fein, wir kehren nie nach Hause!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke: gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.